

## **Die Angst konstituiert den Herrschaftsdiskurs – die Anerkennung der Differenz hebt ihn auf**

Inputreferat RECLAIM DEMOCRACY Rote Fabrik Februar 2020

Als ich in meinen 20ern mit Karate begann, sagte der Lehrer in der ersten Lektion:  
«Wenn euch jemand in feindlicher Absicht begegnet, dann müsst ihr abhauen. Falls das aus irgendeinem Grund nicht möglich ist, dann lasst euch nicht auf einen Kampf ein, ihr seid Verletzte, auch wenn ihr siegt. Nutzt Karate, um die aggressive Energie des Gegners in die Leere zu führen.»  
Also – so hatte ich mir Karate nicht vorgestellt.

1952 schrieb Ray Bradbury, der Autor von Fahrenheit 451, eine Kurzgeschichte: Ein amerikanischer Sergeant wird zu seinem Vorgesetzten gerufen, der ihm eine Versetzung vorschlägt, weil er als unmotiviert aufgefallen ist. Auf die Frage, was er brauche, um seine Motivation zu verbessern, sagt er: keinen Krieg mehr, und dass alle Panzer und Gewehre zu Staub verrosten würden. Das passiert dann tatsächlich, und der Vorgesetzte gibt den Befehl, den Sergeant zu töten.

Das System bedient sich selber. Das System, dass Friede nicht gedacht werden kann. Es scheint, dass wir sagen müssten:

Wir haben – zum Beispiel hier in der Schweiz – nicht Frieden, wir haben nur – keinen Krieg. Kampf bindet uns an die bestehenden Machtverhältnisse und wenn wir uns darauf einlassen, sind wir Gebundene an diese Strukturen und dementsprechend Gebundene an Kampf.

Es ist unsere Aufgabe – und in diesem Sinne verstehe ich mein Referat an diesem Kongress –, dieses System nicht mehr zu bedienen und auch nicht dagegen anzukämpfen. Denn sonst sind wir in den Kampf verwickelt und tradieren die Machtstrukturen, nicht zuletzt, weil wir an ihnen scheitern werden.

Doch, wie geht das? Aussteigen und doch mittendrin sein?

Es funktioniert, wenn wir lernen zu verstehen, wie wir in unserem Alltag die bestehenden Machtverhältnisse bedienen und tradieren. Wenn wir erkennen, wo in unserem Alltag, wo in unseren Beziehungen Gewalt angewendet wird und wie wir selber Gewalt anwenden. Wenn wir uns eingestehen, dass wir das tun, dann können wir beginnen, an alternativen Verhaltensmustern zu arbeiten. Denn diese gibt es. Sie gehören für mich zum Prinzip der Evolution – anstelle der Revolution.

Unter Evolution verstehe ich einen kontinuierlichen Prozess eines jeden Einzelnen innerhalb Gruppe, Gemeinschaft und Sozietät, welcher nachhaltig und konstruktiv ist. Unter einer Revolution verstehe ich schnelle Veränderungen ohne dass die Zeit, die es dafür braucht um nachhaltig und dementsprechend konstruktiv zu sein, mitberücksichtigt wird. Zusätzlich ist eine Revolution etwas Grossartiges, sie bringt Helden hervor und braucht Helden, sie braucht, mit ganz wenigen Ausnahmen, Führerfiguren. Doch genau dieser Diskurs der Grossartigkeit und der Führerfiguren muss aufgegeben werden.

Denn mit der Revolution tradieren wir ganz einfach die bestehenden gewalttätigen Strukturen.

Es ist unsere Aufgabe, daran zu arbeiten, dass die gesellschaftlichen Strukturen, die Gewalt, Destruktion und die Idee, dass es diese braucht, um Frieden, Ordnung und Wohlstand zu verwirklichen, obsolet werden. Dass wir weder die Natur noch uns permanent destabilisieren, dass wir nicht auf der Überholspur der physischen und psychischen Überforderung weiterfahren, dass wir nicht die Entfremdung des Menschen von sich selber vorantreiben. Denn dies alles ist Gewalt, Zerstörung.

Nun zur Angst.

Die Angst des Menschen ist ein ernst zu nehmender Indikator, ein Indikator, der uns hinweist auf gewalttätige Strukturen. Die Angst warnt uns nicht vor einer Gefahr, wie oftmals behauptet wird, dass wir sie brauchen, um uns zu schützen. Nein, in der Angst ist die Gefahr bereits eingetreten: Wir befinden uns in einer mehr oder weniger grossen Ohnmacht. Ohnmacht ist eine Form der Lähmung, wir haben keinen Zugriff mehr auf unser Potential, um uns zu schützen, um uns zu wehren, weil diese Kraft in der Lähmung versickert ist. Damit sind wir anfällig für Unterwerfung und Manipulation. Dies ist die grundlegende Struktur eines Herrschaftsdiskurses. Ohne die Ohnmacht/die Angst kann Herrschaft nicht verwirklicht werden.

Die Angst bedingt und bedient also den Herrschaftsdiskurs. Im Gegensatz zur Furcht, die uns vor Gefahren schützt, die uns nicht in eine Ohnmacht bringt, die uns handlungs- und denkfähig belässt.

Eine Form, die Angst abzuwehren, ist der Kampf. Im Kampf können wir uns der Ohnmacht entledigen, wir werden stark und wissen, was richtig ist. Wir können uns mit anderen vereinigen und gemeinsam *für* eine Sache kämpfen und wir können gemeinsam *gegen* eine Sache kämpfen – das eine bedingt das andere.

Doch auf einer Abwehr, auf der Angstabwehr aufgebaute Veränderung ist nicht nachhaltig und steht dementsprechend auf unsicherem Boden. Auch entbehrt diese Energie der Lust und der Neugierde. Sie ist kontaminiert mit Destruktion: Wir möchten ja die Macht auf unserer Seite, wir möchten die Entmachtung der Gegenseite. Das ist dasselbe destruktive Narrativ.

Der Kampf, bzw. die Abwehr der Angst, belässt uns in diesem System, weil wir gegen unsere eigene Ohnmacht ankämpfen. Auch wenn wir daraus eine sadistische Lust beziehen mögen: Ohnmacht darf nicht mit Allmacht ersetzt werden. Beide müssen weg!

Wir können nicht bei denjenigen, die unrecht tun und die Macht auf ihrer Seite haben, das Recht einfordern, die Pflicht auf Zukunft einfordern, weil die bestehenden Machtverhältnisse ja gerade über die Ungerechtigkeit erst funktionieren.

Aus diesem Grund ist der Begriff der Demokratie grundsätzlich neu zu denken – oder vielleicht besser, ihn gleich zu ersetzen. Damit solche absurde Sachen wie zum Beispiel, dass die Frauen ihr Stimmrecht bei den Männern einfordern mussten, einfach nicht mehr vorkommen.

Ich habe den Eindruck, dass wir lieber Gefesselte an dieses System bleiben, verbunden im Kampf, als den Absprung ins Ungewisse zu wagen, in das endgültige Verlassen hierarchischer Strukturen, auch in das Verlassen der Demokratie, wie sie praktiziert wird.

Unter Systemwechsel (ich benutze absichtlich nicht das Wort *SystemChange*: Warum uns eine Kolonialisierung unserer Sprache einhandeln, wenn wir bereits ein treffendes Wort dafür haben?) unter Systemwechsel verstehe ich, dass wir der Destruktion ein Ende setzen, sowohl der Destruktion der Natur und unseres Planeten als auch der Destruktion des Menschen. Diese Forderung hat nichts mit der Utopie einer homogenen Gesellschaft zu tun. Ganz im Gegenteil. Wir brauchen ein neues Narrativ, ein Narrativ der Heterogenität, ein Narrativ der Intersubjektivität.

In den bestehenden Machtverhältnissen ist eine dialogische Kultur unmöglich. Denn eine solche Kultur setzt Gleichwertigkeit voraus. Und die Anerkennung der Gleichwertigkeit ist die wichtigste Voraussetzung, die der Dialog braucht. Gleichwertigkeit heisst dabei nicht Gleichheit, heisst nicht Freiheit und auch nicht Brüderlichkeit.

Gleichwertigkeit heisst:

Ich anerkenne den Anderen in seiner Differenz und messe ihm gleich viel Wert bei wie mir. Der Andere ist Nicht-Ich. Und weil ich alle als anders, als Nicht-Ich anerkenne, brauche ich nicht in einem Gruppen- oder gar Massensubjekt der Gleichen zu verschmelzen, um – aufgehoben und stimuliert, auch legitimiert in *meiner* Destruktion –, gemeinsam gegen den bösen Feind zu kämpfen.

Bei der Anerkennung der Differenz, bei der Anerkennung, dass der andere, jeder andere nicht Ich ist, ist keine Verschmelzung mehr möglich. Vielleicht ausnahmsweise noch eine kleine im Verliebtsein oder im Orgasmus. Dann hast sichs aber – und beide sind ja, das kennen wir, zeitlich sehr beschränkt.

Die Anerkennung der Differenz bedeutet nicht, dass ich den Anderen lieben muss. Ich muss nur die Differenz anerkennen – und diese auch aushalten. Aushalten, dass ich in der Differenz nicht mehr symbiotisch mit dem anderen verschmelzen kann. Und das tun wir doch alle gerne, weil es in der Symbiose so schön warm ist, weil man da so schön regredieren, wieder zum Kleinkind werden kann, weil man da gemeinsam gross und stark ist und nicht zuletzt, weil wir in einer symbiotischen Beziehung oder Gruppe nicht mehr selber denken, handeln und Verantwortung zu übernehmen brauchen.

Die Frau kann sich am starken Mann anlehnen und auch der Mann ermöglicht in seiner Beschützerrolle Verschmelzung. Es gibt kaum ein Werbeplakat, das nicht solche Diskurse bedient.

Anerkennung der Differenz bedeutet auch nicht, den anderen zu verachten, zu entwerten. Anerkennung der Differenz bedeutet den anderen ernst- und wahrzunehmen. Wenn wir Trump als Witzfigur lächerlich machen, wie wir das gerne und genüsslich tun, dann nehmen wir ihn nicht ernst in seiner Gefährlichkeit, in seiner Bedrohung, in seinen Kriegsbemühungen. Wir haben ihn und seine Wähler und seine weltweiten Anhängler zu fürchten. Und zwar sehr und uns nicht aufzuhalten damit, ihn zu entwerten, um unserer Ohnmacht zuvorzukommen und uns über ihn zu stellen.

Eine Bewegung hat ein grosses Verführungspotenzial zur Symbiose. Gerade weil sie unserer Ohnmacht in diesem System ein Versprechen von Macht, von Überwältigung der bestehenden Machtstrukturen entgegenhält. Genau dieser Verführung müssen wir etwas anderes, etwas Neues entgegenhalten, weil wir sonst dem Anliegen des Systemwechsels untreu werden. Tun wir das nicht, tradieren wir das System, anstatt es zu verändern.

Das System zu verlassen bedeutet, die Bemühungen um einen Dialog aufzugeben, denn der Dialog innerhalb dieses Systems bedeutet, mit der Macht zu kooperieren. Hinter unseren Bemühungen um einen Dialog verbirgt sich Mutlosigkeit. Vielleicht auch Resignation oder gar eine Opferhaltung, dass am bestehenden Herrschaftssystem kaum etwas zu verändern sei. Es geht jedoch nicht darum, das bestehende System zu verändern, sondern ein anderes zu entwickeln. Das meine ich mit Evolution.

Hier fehlt es uns an DenkMut. Wir haben zu viel Angst, das bestehende System mit seinen Machtverhältnissen, mit seiner gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung, seinen Hierarchien zu verlassen.

Denn: Was passiert dann? Werden nicht Chaos und Gewalt die Folge sein?

Diese Angst antizipiert eine Bedrohung. Es ist aber nicht eine reale Bedrohung, die uns Angst macht, sondern es ist umgekehrt: Es ist die Angst, welche die Bedrohung erst erschafft.

Es ist das destruktive Moment, das der Angst inhärent ist, welches das Coronavirus zum Killervirus macht. Vernünftiger wäre es, uns vor diesem Virus zu fürchten. Vernünftiger wäre, uns vor unseren Machtstrukturen zu fürchten und damit handlungsmächtig zu bleiben.

Ansonsten sind wir mit dem Falschen beschäftigt und tradieren die Verhältnisse.

Das einzige, das beim Verlassen des herrschenden Systems vor uns läge, wäre das Ungewisse. Dieses Ungewisse gilt es auszuhalten und nicht mit Bedrohung gleichzusetzen. Unsere unermüdlichen Bemühungen um einen Dialog verdecken unsere Angst vor dem Ungewissen. Solange wir uns an etwas reiben, solange *ist da* etwas – und nicht das Ungewisse.

Bedrohlich ist das Ungewisse aber nur für das bestehende System. Weil das bestehende System voraussetzt, dass das Ungewisse gleichbedeutend ist mit Ausgeliefertsein. Dies ist ein ganz verrückter Gedanke. Denn, um nicht ausgeliefert zu sein brauchen wir Waffen und diese wiederum brauchen den Kampf. Also nicht umgekehrt, dass der Kampf Waffen braucht, nein, die Waffen brauchen den Kampf zu ihrer Legitimierung. Um nicht ausgeliefert zu sein brauchen wir Aufrüstung und Wachstum und die dazu entsprechende Forschung und so weiter. Der ganze Katalog, der uns als unentbehrlich vorgeführt wird und den zu übernehmen wir sehr geneigt sind.

Das Ungewisse zeigt jedoch nur, dass noch nichts *da* ist – mehr nicht. Picasso hat einmal gesagt, dass vor der Avantgarde wirklich nichts ist.

Eine Ungewissheit darf nicht mit Gewissheit gefüllt werden, zum Beispiel mit der Gewissheit des Ausgeliefertseins, der Bedrohung. Damit werden nur die Inhaber von Macht beruhigt, weil ihr System damit nicht destabilisiert wird.

Eine Ungewissheit muss ausgehalten werden, und das ist es, was wir lernen müssen.

Umso mehr, als es ein äusserst spannender Prozess ist.

Solange wir uns jedoch in den bestehenden Machtstrukturen bewegen, ändern wir nichts am System, denn dieses System hält sich gerade dadurch am Leben, dass es Ungewissheit mit Gewissheit ersetzt. Die Gewissheit unserer Denkmuster, Werte, Ordnungssysteme, auch die Gewissheit unserer Mythen und wissenschaftlichen Behauptungen.

Wir haben diese Gewissheiten zu destabilisieren und brauchen den Mut, diese in Ungewissheiten umzuformulieren.

Es ist dieselbe Ungewissheit und dieselbe Art des Aushaltens, die wir empfinden – ich sage: empfinden ‚sollten‘, wenn uns jemand gegenüber steht. Denn mit dieser Ungewissheit eröffnen wir gleichzeitig einen gemeinsamen Raum, einen Raum der gemeinsamen Ungewissheit und dies ist gleichzeitig der Raum der Anerkennung der Differenz, der Anerkennung, dass die andere Person Nicht-Ich ist, zu mir different ist und wir noch nicht wissen, es ungewiss ist, nähern wir uns jetzt an oder nicht oder werden wir etwas zu tun haben miteinander oder in welchem Verhältnis werden wir zueinander stehen?

Wir, und das tun wir üblicherweise, wünschen unser Gegenüber in unser symbiotisches Denkmuster einzuverleiben, um uns von der Arbeit zu entlasten, sein Anderssein auszuhalten. Halten wir das aus, müssen wir auch die Einsicht aushalten, dass wir als Ich viel alleiniger sind, als wir denken. Und dass wir von den Anderen, den Nicht-Ich, abhängig sind, um unser eigenes Ich zu konstituieren. Dies zu erkennen gibt unmittelbar ein anderes Gefühl von Ich und Gemeinschaft. Nämlich das Gefühl einer Gemeinschaft, in welcher Autonomie bestehen bleiben kann! und nicht auf Kompromissbildungen reduziert wird.

Ob es dann heisst: «Make America great again» oder »Wir schaffen das« ist einerlei. Die Vergrößerung zu einem WIR sind Allmachtsphantasien, die immer die Ohnmacht im Seitenwagen haben. Es fragt sich nur, welche Gruppierung diese zu übernehmen hat.

Die existenzielle Wichtigkeit der Anerkennung von Differenz, von Heterogenität für die Bildung von Ich muss eingesehen und dringend daran gearbeitet werden. Wir müssen die Erkenntnis gewinnen, dass das einzig Verbindende in Beziehungen, welcher Art auch immer, die Anerkennung der Differenz ist.

Das ist mein Plädoyer für einen Systemwechsel.

Damit zu beginnen bedeutet, dem Herrschaftsdiskurs ein Ende zu setzen. Er wird zu Flugrost. Weil Verschmelzung immer auf Kosten von Autonomie, auf Kosten von Heterogenität erfolgt, braucht es in der Regel einen Führer oder eine Führung, damit wir unsere Autonomie und autonome Verantwortung delegieren können. Damit wir in der Verschmelzung das Regredierungsmoment auskosten können, aufgehoben zu sein im Anderen, aufgehoben zu sein in der Masse. Oder gar, um auch die Extreme zu nennen, aufgehoben zu sein im gemeinsamen Hassen. Mit der *aufgehobenen* Eigenverantwortung sind wir *aufgehoben* im Anderen. Dies ist eine der verheerendsten Gleichungen.

Wir können nicht mehr Verantwortung als diejenige für uns selbst übernehmen. Eine Ausnahme ist die Verantwortung für Kinder und für Menschen mit Beeinträchtigungen. Also setzen wir bei der Verantwortung für uns selber an. Hier sind wir das Drehmoment. Wenn wir für die ganze Welt Verantwortung übernehmen wollen, hängen wir letztlich nur einer Idee von Grossartigkeit nach und umgehen die alltägliche Arbeit an uns selber.

Diese Arbeit an uns selbst nenne ich Evolution, und sie zu verfolgen ist ungleich schwieriger als eine Revolution zu starten. Diese Evolution, die Veränderung von uns als einzelnes Subjekt in dieser Gesellschaft, ist viel unspektakulärer als die Grossartigkeit von Revolutionshelden, – jedoch viel wirkungsvoller und letztlich nachhaltig.

Denn damit kommt uns der Glaube an unsere eigene Grossartigkeit abhanden. Und das ist gut so. Das ist ein echter Systemwechsel. Selbst wenn wir uns als Opfer des bestehenden Systems betrachten, partizipieren wir an Grössenvorstellungen. Denn – ein Opfer leidet nur an seiner Vorstellung von Grösse.

Im vorgeschlagenen Systemwechsel entstehen gleichzeitig neue Formen von Beziehungen und von Gemeinschaften, auf der Basis, dass das einzig *Verbindende* die Anerkennung der Differenz ist.

Das mag vielen als banal erscheinen – doch möchte ich anfügen, dass uns der intersubjektive Diskurs nicht geläufig ist. Das neue Vokabular und das Narrativ müssen wir erst erarbeiten.

Ein Beispiel soll veranschaulichen, was ich meine.

Warum gehen wir davon aus, dass wir unseren Kommunikationsstil einem Kleinkind gegenüber anzupassen haben, damit es uns versteht? Wir verändern den Tonfall, wir verniedlichen die Wörter und verstehen das alles als Ausdruck unserer Liebe und Fürsorglichkeit. Je doofer wir das Kind ansprechen, umso lieber haben wir es. Die Verniedlichung im Sprachgebrauch spiegelt eine Verdinglichung des Kindes: Es wird dabei zum Objekt unserer Liebe und nicht zum Subjekt der Differenz mit dem Stück Ungewissheit, die zwischen zwei Menschen immer besteht. Denn jeder Mensch wird ja bei seiner Geburt aus der Symbiose herausgetrennt und ist *keine* Verschmelzungsmasse.

In der Verniedlichung spiegelt sich andererseits die Vergrösserung des Erwachsenen wider, und das hat ebenfalls nichts mit der Anerkennung von Differenz zu tun, sondern mit der Etablierung von Machtverhältnissen. Die Machtverhältnisse sind hier verdeckt von Liebes-ergüssen. Die Redewendung *Ich habe dich zum Fressen gern* ist in diesem Sinne eine Form der Einverleibung und damit der Aufhebung der Differenz. Das Kleinkind als different von mir anzuerkennen ist eine Arbeit, die der Erwachsene noch leisten muss, das Kind kann es schon.

Vieles Einverleibende wird als Mutterliebe verstanden. Was für ein Selbstbild entwickelt ein Kind, das auf diese Art einverleibt wurde? Wie fühlt es sich für so ein Kind an, grösser zu werden? Muss es Schuldgefühle haben, wenn es gross und stark wird?

Liebe ist Anerkennung der Differenz und nicht deren Aufhebung.

Die Arbeit an Differenz ist äusserst spannend. Das Subjekt ist unentwegt gefordert, sein Ich neu zu organisieren und zu konstituieren, und das ist nicht nur Freiheit, sondern auch Genuss. Nicht zuletzt

der Genuss an dieser Freiheit. So wird auch Begehren möglich, das Begehren nach der Differenz, nach dem Menschen, der Nicht-Ich ist.

Heute sind der Genuss und das Begehren stark auf den Konsum umgeleitet, fehlgeleitet. Damit wird dem Wunsch und dem Begehren ihre Kraft gebrochen und die Subversivität genommen – subversiv im Sinne der nicht Angepasstheit, ausserhalb der Konventionen, auch ausserhalb bestehender Ordnungssysteme. Es ist ein Leichtes, eine gebrochene Kraft in kontrollierbare Bahnen umzuleiten und damit Profit zu schlagen.

Es geht nicht primär darum, Wünsche und Begehren zu befriedigen, sondern ihrer Kraft Raum zu verschaffen. Wird dieser subversiven Kraft kein Raum zugestanden, dann pervertiert sie. Sie pervertiert zum Beispiel in Konsum, in einen Wahn der Erfüllung materieller Wünsche, der sich in wirtschaftlichem Wachstum wiederum niederschlägt.

Wenn wir auf Konsum verzichten, verzichten wir nicht gleichzeitig auf Genuss. Im Gegenteil, der Genuss an Freiheit und Begehren wird im Konsum erstickt, weil er mit Ersatznahrung – sprich: Ersatzwaren und -gütern – zugestopft wird. In diesem Narrativ geht unser eigentlicher Genuss, der Genuss an der Differenz, vollständig verloren. Diesen zurück zu erobern ist zentral. Damit wird auch der Systemwechsel zu etwas Lustvollem.

Wenn sich alle oder viele die Ersatznahrung zuführen, die der Konsum uns anbietet, dann entsteht eine neue Identität. Ich nenne sie eine Dottersack-Identität. Auch die Zugehörigkeit zu dieser Identität geht mit der Auflösung der Differenz und damit dem Verzicht auf Begehren einher. Auch im Konsum sind wir ein Massensubjekt. Und auch hier brauchen wir *führende* Produkte.

Der Verzicht auf Differenz und Begehren ist ein Gewaltakt gegen das Ich. Denn das Begehren ist ein elementarer Teil des Ich.

Der Verzicht auf Ersatznahrung führt zu einem Gewinn an Begehren.

Aber können wir das noch, auf Konsum verzichten? Können wir ohne Angst vor Verlust zulassen, dass sich die Kraft des Begehrens entfesselt? Ohne die Angst, dass dabei etwas zu heftig, zu unkonventionell, zu unangepasst sein könnte?

Wir müssen die kleinen Schritte wagen und uns als Drehmoment der Veränderung einsetzen.

Alles andere ist in den bestehenden Machtverhältnissen nur eine Variable. Alles andere individualisiert die Problematik und füllt unsere Praxen, anstelle sie zu leeren.

Jeannette Fischer  
Zürich 27. Februar 2020

---